

Sehr geehrte Mitglieder des Stiftungsrates,

sehr geehrte Frau Stadtpräsidentin,

sehr geehrte Damen und Herren und

liebe Freunde und Freundinnen

Einmal stehe ich spätnachts auf dem Parkplatz vor dem Albatross Motel in Montauk, und der Mann neben mir, ein amerikanischer Student der Rechtswissenschaft, ein junger Marxist, erzählt, wie er im Sommer vor einigen Jahren von der Stadt Cap-Haïtien einige Kilometer landeinwärts gefahren und schliesslich zu den Ruinen des Palais Sans Soucis gelangt sei, ein heute im Verfall begriffener Palast, den König Heinrich I., ein ehemaliger Sklave, einige Jahre nach der haitianischen Revolution auf der Insel, dieser anderen Insel, habe errichten lassen.

Zuvor die Fahrt durch die in der Dunkelheit liegenden Hamptons, auf dem Rücksitz des blauen Honda Accord die leinengebundene amerikanische Ausgabe von Frischs „Montauk“. Im Licht einer Tankstelle lese ich in der Übersetzung, was ich im Original bereits kenne:

*Er weiß, wo sie sich befinden:*

*MONTAUK*

*[...] hundertzehn Meilen von Manhattan entfernt, und er könnte auch das Datum nennen:*

*11. 5. 1974*

Zweiundvierzig Jahre später steht die europäische Besucherin am östlichen Rand der Insel und studiert das Phänomen der Küstenerosion. Die Rezeptionistin schläft

vor ihrem Computer, während im Fernsehen der Präsidentschaftskandidat über die Bühne des TV-Studios wandert. Auf den Strassen staut sich das Regenwasser zu schwarzen, unruhigen Seen. Der Student sagt, die Leute hinter der Imbisstheke, auch im Café sprächen alle kreolisch – haitianisches Kreyòl –, sie riefen ihm das vergessene Vokabular seiner eigenen Mutter-, seiner Vatersprache in Erinnerung. Der Kellner deutet in die Richtung, in der 1839 das Handelsschiff „La Amistad“ anlandete, auf dem die aus Sierra Leone nach Kuba verschleppten Gefangenen den Aufstand geübt und sich befreit hatten, sich schliesslich vor einem amerikanischen Gericht die Freiheit erstritten.

Einmal nimmt die Besucherin aus Europa das Buch aus dem Handschuhfach und liest mit neu verteilten Rollen, wie diesmal sie, die Frau, sich die Pfeife anzündet, „es ist windig, fünf Streichhölzer sind nötig, [...] für Augenblicke kommt es ihr wie eine Einbildung vor oder wie eine ferne Erinnerung: dieser Gang mit einem jungen Mann“. Dazu sagt der Student, in seinen Augen bewegten wir uns heute selbstverständlich in diesen neuen Konstellationen. Er wird von einer Reisegruppe gebeten, ein Erinnerungsfoto zu machen. Ceci n'est pas une pipe, sagt sie.

Der Umstand, dass uns Frischs vermeintlich privateste Geschichte zu alten Palästen auf den Westindischen Inseln, zu unseren Zweit-, unseren fast vergessenen Sprachen, dass sie uns zu neuen Konstellationen der Liebe und zum historischen Kampf gegen die Sklaverei führen kann, zeigt, dass das Schreiben kein privates Unterfangen ist: Jemand schreibt „Montauk“, und hier ist der Mai 1974, und hier sind die Abolitionisten des frühen 19. Jahrhunderts, und hier sitzt ein Mann hinter

dem Steuer eines blauen Honda Accord im Licht einer Tankstelle auf den Hamptons, im Traum spricht er Kreyòl.

Als Schreibende kann ich mich nicht herausnehmen aus dieser Welt, ich betätige ich mich ja immer schon in ihr, wenn ich sie auf-, ab- oder umzuschreiben versuche, ich hantiere also schreibend an ihr herum, ich führe so Korrespondenz mit den ZeitgenossInnen, ich sage: Ich bin hier und das habe ich gerade gesehen.

So habe ich auch immer Max Frisch verstanden. Und stelle ich mir vor, Max Frisch würde heute sprechen, hier oder an anderer Stelle, glaube ich zu ahnen, welchen Dingen er sich zuwenden, worauf er seinen Blick richten würde. Sein Nachdenken über die „Schweiz als Heimat“, würde – so gültig es heute noch immer ist – sich vielleicht in eine Richtung fortsetzen, die weg führt von der Selbstbefragung, von der Frage der eigenen Zugehörigkeit: In einem Augenblick, in dem zivile Rettungsschiffe vor europäischen Häfen zirkeln, weil ihnen die Einfahrt über Wochen verweigert wird, scheint es müssig, Heimat als Problem der Identität zu besprechen.

Und doch kann Frischs über vierzig Jahre alte Rede als Instrumentarium gelesen werden, mit dem heute gedacht und gearbeitet werden kann. „Wie heimatlich der Staat ist [...]\", heisst es darin, „wird immer davon abhängen, wieweit wir uns mit den staatlichen Einrichtungen und (das kommt dazu) mit ihrer derzeitigen Handhabung identifizieren können.“

Was manche nicht verstehen wollen: Die Handlungen eines Staates, seine Politik, die derzeitige Handhabung staatlicher Einrichtungen – und betreffen sie auch nur Dritte, über Drittstaaten Eingereiste, zukünftige BürgerInnen – wirken stets auch zurück auf das Leben jener, die über ganz einwandfreie Papiere verfügen, auf ihr

Beheimatet- oder, wie ich sagen würde, ihr Zuhausesein, unmerklich vielleicht, vorderhand. Am Umgang mit den Papier- und den Ratlosen, den Deserteurinnen und den Krankgemeldeten, den zu Zarten und Verletzlichen, den Exzessiven und den Kriminellen, an den Rechten, die ihnen zugestanden oder entzogen werden, lässt sich die Verfassung jenes Ortes ablesen, an dem wir alle leben.

Solange wir nichts halten von einem Leben allein mit uns selbst, solange wir annehmen, ein gutes Leben sei zuallererst ein gemeinschaftliches, haben wir ein empfindliches Interesse an der freien Fahrt der Rettungsschiffe auf dem Mittelmeer, auch wenn sie das Gegenteil dessen verkörpern, was Max Frisch 1974 eine „Entprivatisierung unserer moralischen Partizipation am Weltgeschehen“ nannte – eine Entprivatisierung, die uns erlauben würde, so folgerte er, uns mit der Schweiz solidarisch zu erklären.

In seiner Befragung der Heimat erwähnt Frisch auch das Zürcher Quartier seiner Kindheit, die Helios-Strasse, er nennt städtische Orte der Zugehörigkeit – das Schauspielhaus, eine Baustelle, den Hauptbahnhof: Stadt als Heimat. Es sind europäische Städte, die sich seit einer Weile – gegen die Politik der Nationalstaaten – als Landungsstellen für die unwillkommenen Rettungsschiffe anbieten. Und es sind die Bewohner und Bewohnerinnen verschiedener Städte, die sich einsetzen für die Idee einer StadtbürgerInnenschaft für alle, für solidarische Städte, die allen Anwesenden, unabhängig von ihren Papieren die Wahrnehmung ihrer Rechte und die Teilnahme am Stadtleben erlauben.

Auf die Forderung nach einer städtischen Identitätskarte für alle, die in Zürich leben, entgegnete der Stadtrat vor Kurzem in einem Positionspapier, die Einführung einer solchen Karte könnte dazu führen, dass „Sans-Papiers sich in einer falschen

Sicherheit wiegen". Das Leben in falscher Sicherheit ist das Gegenteil all dessen, was Max Frisch mit Heimat und Zugehörigkeit in Verbindung bringt – aber diese falsche Sicherheit ist ja keineswegs schicksalhaft, sie ist nicht zufällig, sondern sie wird politisch und polizeilich hergestellt, jeden Tag, auch in den Strassen und Quartieren dieser Stadt.

Anstelle der Frage „Schweiz als Heimat?“ sollten wir deshalb vielleicht fragen: Kann Zürich eine Hafenstadt sein? Und ich glaube, in Anerkennung der Tatsache, dass wir nicht allein leben, nicht allein leben wollen, dass die Städte, die Inseln und die Staaten miteinander in Verbindung stehen, muss die Antwort unbedingt lauten: Ja.

Als Bewohnerin dieser Stadt bedanke ich mich für diesen Preis.

Dorothee Elmiger, 16. September 2018